

UNGLÜCKLICHES BEWUSSTSEIN

Denken ohne Dialektik bei Botho Strauß

Sebastian Reus

Zentraler Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist der meistzitierte Satz von Botho Strauß aus einer nicht minder berühmten Stelle in den *Paare, Passanten*:

Heimat kommt auf (die doch keine Bleibe war), wenn ich in den ‚Minima Moralia‘ wieder lese. Wie gewissenhaft und prunkend gedacht wurde, noch zu meiner Zeit! Es ist, als seien seither mehrere Generationen vergangen.

(Ohne Dialektik denken wir auf Anhub dümmen; aber es muß sein: ohne sie!)¹

Dieser letzte Satz wird in der Auseinandersetzung mit Strauß immer wieder als Bestätigung seiner Abkehr vom dialektischen Denken Adornoscher Prägung gelesen. Wo dieser Lesart des Bruchs oder sogar einer an Heidegger gemahnenden Kehre jedoch widersprochen wird, hat man umgekehrt gerade die Bestätigung dialektischen Denkens zu markieren versucht, indem eben die Dialektik dieses Satzes selbst hervorgehoben wird.

Genausowenig wie sich die Problematik eines Umgangs mit dem philosophischen Erbe der Dialektik in der Form einer simplen Affirmation oder Negation austragen lässt, bezieht Strauß mit seinem Schreiben eindeutig Stellung. Vielmehr leistet er eine Konfrontation der Philosophie mit der Literatur und hält die Problematik dabei ebenso offen und beweglich, wie sich Konflikte in der Literatur darzustellen pflegen. Strauß literarisiert nicht Philosophie, sondern zeigt ein Maß literarischer Bindung innerhalb der Philosophie auf, das von ihren Problematiken nicht einfach zu abstrahieren ist. Dass Philosophie wie der überwiegende Teil der Literatur des Abendlandes in Form von Texten erscheint, ist dabei die entscheidende Lektion – im vollen Wortsinne.

Ein Bruch mit der Dialektik ist aufgrund von deren eigener Struktur nicht möglich. Da der Widerspruch zu ihrem Bewegungsgesetz gehört, verfielen man immer schon ihrem integralen System, wenn man meinte, eine Position außerhalb von ihr besetzen zu können. Die Dialektik wäre ihrer eigenen Kritik zuvor, wie in dem Märchen von Hase und Igel. Insofern haben auch die Interpreten von Strauß' Bemerkung zum ‚Denken ohne Dialektik‘ Recht, wenn sie auf dessen dialektische Argumentation verweisen. Es kann also nicht darum gehen, mit der Dialektik auf irgendeine Weise fertig zu werden. Stattdessen wird nach einer Möglichkeit gesucht werden müssen, das dialekti-

¹ Strauß, Botho: *Paare, Passanten*. München: dtv 2000, S. 115.

sche Denken von innen heraus mit einer Differentialität zu konfrontieren, die von ihm selbst nicht mehr aufgehoben zu werden vermag.

Diese Möglichkeit findet sich, indem man auf der Notwendigkeit der Lektüre beharrt, also auch an der Unmöglichkeit einer sich vollendenden Dialektik festhält, solange sie in ihren Texten von neuem und damit anders gelesen werden kann. Ich gehe dabei von einer Bemerkung Derridas in seiner Erläuterung der ‚différance‘ aus, in der es heißt, dass es darauf ankomme, die Aufhebung daran zu gewöhnen, sich anders zu schreiben oder sich überhaupt zu schreiben.² Die Philosophie wird mithin nicht mehr in der Form eines bestimmten Systems des Denkens betrachtet, das, mit welcher empirischen oder idealistischen Gewichtung auch immer, von einem gesetzten Bewusstsein ausgeht. Vielmehr stellt die Betrachtungsweise, die Derrida anvisiert, beharrlich die Frage nach den Bedingungen bestimmter Begriffe und der auf ihnen aufbauenden Systeme. Sie findet diese Bedingungen grundsätzlich in der textuellen Verfasstheit der (nicht nur) philosophischen Tradition, die damit an die Lektüre und die Kritik gebunden ist. Ich nenne diese Betrachtungsweise deswegen nicht einfach ‚dekonstruktiv‘, um nicht wiederum den Eindruck eines stabilen Systems oder Gedankengebäudes zu suggerieren. Es wird mit ihr kein Widerspruch im Sinne eines anderen, undialektischen Denkens produziert, sondern eine Komplizierung der zu bewältigenden Textmassen geleistet, die die Ankunft beim richtigen, im Sinne Hegels beim dialektischen Denken, aufschiebt und verzögert. Die Philosophie wird also als Text gelesen, und damit ihre differentielle Bedingtheit zu allen anderen Texten zum wesentlichen Bestandteil der Auseinandersetzung gemacht. Auf dieser Ebene wird dann auch das gegenseitige Verhältnis von Literatur und Philosophie in die Betrachtung miteinbezogen.

Die ausführliche Diskussion der für Hegel wichtigen Kategorie des ‚Unglücklichen Bewusstseins‘³ in meiner Arbeit⁴ dient dazu, die philosophische Tragweite, die in dem gnomischen Hinweis Strauß’ auf die Dialektik enthalten ist, zu demonstrieren. Der Begriff eines ‚wahren Denkens‘ in Unterschied zu einem bloßen ‚Andenken‘ im Sinne eines Annäherns von diesem an jenes führt schon bei Hegel zu einer Verkomplizierung, die die Möglichkeit eines absoluten Wissens auch in der Logik der Dialektik selbst unabsehbar aufschiebt. Diesen Aufschub nicht gewaltsam durch die Setzung eines Absoluten abkürzen zu wollen, sondern als die Möglichkeit einer sich

² Vgl. Derrida, Jacques: Die *différance*. In: Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart. Hrsg. v. Peter Engelmann. Stuttgart: Reclam 1990, S. 101.

³ Vgl. Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Phänomenologie des Geistes. In: Gesammelte Werke. Bd. 9. Hrsg. v. Wolfgang Bonsiepen und Reinhard Heede. Hamburg: Meiner 1980, S. 125: „Es *verhält* sich daher in dieser ersten Weise, worin wir es als *reines Bewußtseyn* betrachten, zu *seinem Gegenstande* nicht denkend, sondern indem es selbst zwar an sich reine denkende Einzelheit und sein Gegenstand eben dieses, aber nicht die *Beziehung aufeinander selbst reines Denken* ist, geht es, so zu sagen, nur an das Denken hin, und ist *Andacht*. Sein Denken als solche bleibt das gestaltlose Sausen des Glockengeläutes oder eine warme Nebelerfüllung, ein musicalisches Denken, das nicht zum Begriffe, der die einzige immanente gegenständliche Weise wäre, kommt. Es wird diesem unendlichen reinen innern Fühlen wohl sein Gegenstand; aber so eintretend, daß er nicht als begriffener, und darum als ein Fremdes eintritt.“

⁴ Vgl. Reus, Sebastian: Unglückliches Bewußtsein. Denken ohne Dialektik bei Botho Strauß. Würzburg: Königshausen und Neumann 2006.

diversifizierenden Lektüre zu begreifen, dient die Rekonstruktion des ‚undialektischen Denkens‘ bei Strauß. Dieses ist wie gesagt nicht als Abkehr, sondern als ein internes Problem der Dialektik selbst zu verstehen, das hier in der Literatur ausgetragen wird.

Um die Konfrontation des dialektischen Denkens bei Strauß mit seiner Bedingtheit durch die eigene Lesbarkeit nachzuvollziehen, empfiehlt sich ein Rekurs auf den Begriff der Schrift, wie er sich aus Strauß' Texten rekonstruieren lässt. Die frühe Erzählung *Theorie der Drohung* liefert dafür eine ergiebige Quelle. In dieser Erzählung wird die in die Abwesenheit und Unterschiedenheit verschobene Identität der Protagonisten von Beginn an als ein Effekt der Schrift markiert. Das Selbstbewusstsein der Erzählerfigur, die zugleich ein gescheiterter und immerfort scheiternder Autor ist, ist nichts anderes als das Ergebnis einer im Grunde uneinsehbaren Kette von obskuren Zeichen, Schriften und Texten.

Der durch die Effekte der Stellvertretung, Ersetzung, Verschiebung und Veränderung geprägte Schriftbegriff, der in der Erzählung entfaltet wird, zeigt seine thematische Nähe zur Dekonstruktion an. Jedoch sollte diese Nähe nicht als ein wie auch immer geartetes Abbildungsverhältnis verstanden werden. Eher ist zu sagen, dass die Logik der Stellvertretung in der *Theorie der Drohung* eine, nicht *die* Dekonstruktion der Schrift in Gang setzt.

Eine solche lässt sich ebenso im mit ‚Schrieb‘ überschriebenen Kapitel aus den *Paare, Passanten* rekonstruieren. Der ‚Schrieb‘ ermöglicht als notwendige Berührung mit Sprache und Literatur ebenso sehr die Genese eines sprechenden und schreibenden Ichs, wie er gleichzeitig die endgültige Formierung und Identifizierung dieses Ichs als seines eigenen und als Ursprung seiner Werke unmöglich macht.

Der Schrieb etabliert eine differentiale Struktur, die das eigene Schreiben für die nicht zu begrenzende Kontextualität eines allgemeinen Gewebes von Texten öffnet. Zudem *ist* der Schrieb bereits diese Öffnung, durch die der Schreibende mitsamt seiner eigenen Schrift durch die Schrift der anderen mitgezeichnet wird.

Die Diskussion des ‚Schrieb‘-Begriffs macht weiterhin deutlich, dass die durch ihn bewirkte Differentialität des Schreibens und des Lesens nicht theoretisch mit dem Bezug auf ein durch Verweisungsstrukturen bedingtes Zeichensystem begründet wird; sondern, wie eine eindringliche Stelle in den *Paare, Passanten* zeigt, mit der somatischen Beschaffenheit des Zeichens, seiner Körperlichkeit, Vergänglichkeit und der sich daran anschließenden erotischen Begierde:

Man schreibt nicht über etwas, man schreibt *es*; man liebt nicht jemanden, man liebt sie (die Liebe). Die Liebesbegegnung mit ihrem Strahlkranz der Rücksucht, mit ihrem Mythos von der wiedereingeschmolzenen Persönlichkeitsmasse. Das Schreiben deutet die Sachlage des Fehlens. Alles fehlt, wo der Buchstabe ist. Die verschwundenen Dinge, den verschwundenen Leib zu begehren ist die ursprüngliche Erotik der menschlichen Sprache, die nur über Sinn und Symbol Verständigung schafft statt

durch unmittelbare Reizauslöser (wobei freilich unser Rufen und Sprechen unterschiedlich auch dem Verhaltensmuster gehorcht, das dem der Singvögel gleicht, wenn sie ihr Revier abstecken und untereinander ständig in Stimmführung bleiben).

Das Zeichen selbst hat auch eine Physis, die Schrift ist auch Zeichnung, ist – halbwegs, verschrumpelt – ein Ding, schmaler Aufstrich, ein Hauch von Materie, Schmuck und Sekret.⁵

Damit gelangt man über die Rekonstruktion des Schriftbegriffs bei Strauß zu einem Denken des Erotischen, das in der Schrift hervortritt und ein Echo auf das dumme Denken darstellt, das sich der Dialektik nicht mehr oder noch nicht bediene.

Bereits das unglückliche Bewusstsein in der Definition Hegels kann in seiner Beschreibung der Begierde des Geistes nach sich selbst in einer nicht geistigen, sondern körperlichen Gestalt als erotisches Denken benannt werden. Kehrt man bis zu Platon zurück, dann gehört das Denken des erotischen Denkens unzweifelhaft zum Wesen der Philosophie und zur Reflexion über ihren Ursprung dazu.

Ebenso gehört es seitdem zum Kontext eines philosophischen Denkens der Erotik, die Gefahr und die sich einer strengen, rationalen oder eben dialektischen Kontrolle entziehende Dynamik des erotischen Denkens in systematische Bahnen zu lenken, die seine Weitschweifigkeit auf die eigentlichen Ziele der Wissensfindung hin ausrichten.

Bei Strauß findet in den zahlreichen erotischen Situationen, Begegnungen und Enttäuschungen seiner Texte gleichzeitig ein Rekurs auf diese Tradition statt, sowie eine Kopplung des erotischen Denkens an den von Abwesenheit und Identitätsverzögerung geprägten Schriftbegriff in seinem Werk: „Denn darin zeigt sich doch immer wieder die eigentliche Verlassenheit und das Dahinirren des erotischen Denkens, das nichts sicher weiß, sondern immer nur in wechselnder Anziehung oder Abstoßung zu irgendeiner Person, einem Thema, einem Gegenstand bewegt wird. Es ist wahrhaftig das krasse Gegenteil zum männlichen Besitzstand des Wissens.“⁶ Anstatt den traditionellen Versuch zu unternehmen, das Erotische zu denken und ihm damit einen sicheren Ort in der Genese des vernünftigen Denkens zuzuweisen, wird das erotische Moment der Schrift zum stärksten Indiz für deren Unkalkulierbarkeit mittels der klassischen Begriffe und Kategorien. Indem das Erotische, als Drang und Begierde zur Verschwendung und Verausgabung, dem Denken zugrundeliegt, infiziert es dieses auch mit der Unmöglichkeit, sich jemals losgelöst von ihm abschließen zu können.

Das Schreiben des Erotischen, wie es bei Strauß immer wieder stattfindet und damit die Verwandtschaft zwischen diesen beiden menschlichen Äußerungsformen bestätigt, erinnert in dieser Betonung der durch es bedingten Unabschließbarkeit des Denkens an den Ansatz einer das

⁵ Strauß: Paare, Passanten, S. 102.

⁶ Strauß: Der junge Mann. München/Wien: Hanser 1984, S. 244.

Nichtidentische stark machenden ‚Negativen Dialektik‘, wie sie Adorno zu entwickeln versucht hat. Dieser stellt ja auch den Bezugspunkt im Zitat aus den *Paare, Passanten* dar. Das Verhältnis von Schrift und Erotik lässt sich in Beziehung setzen zur Akzentuierung eines Erfahrungsbegriffes bei Adorno, der neben der Formierung des Subjekts nun auch als dasjenige gedacht wird, was diese Formierung erschüttern kann, indem das Subjekt in der Erfahrung auch Objekt wird. Adorno begründet das nicht zuletzt mit dem leiblichen Aspekt, der jeder Erfahrung angehöre, und rekurriert mit diesem somatischen Moment explizit auf das unglückliche Bewusstsein: „In der Erkenntnis überlebt es als deren Unruhe, die sie in Bewegung bringt und in ihrem Fortgang unbesänftigt sich reproduziert; unglückliches Bewußtsein ist keine verblendete Eitelkeit des Geistes sondern ihm inhärent, die einzige authentische Würde, die er in der Trennung vom Leib empfing. Sie erinnert ihn, negativ, an seinen leibhaften Aspekt; allein daß er dessen fähig ist, verleiht irgend ihm Hoffnung.“⁷

Der entscheidende Unterschied seiner ‚Negativen Dialektik‘ zum Schreiben des Erotischen besteht darin, dass, bei aller Kritik eines starren Subjektbegriffs, das Subjekt dennoch den Ausgangspunkt darstellt. Hingegen wird es in Strauß’ Texten durch Schrift und Erotik, in summa die Literatur, bereits von jeder punktförmigen Verortung disloziert und in seine eigene Abwesenheit verschoben.

Der für die positive Dialektik Hegels ebenso wie für die negative bestimmende Begriff der ‚Versöhnung‘ dient bei Strauß entsprechend nicht mehr der Benennung eines Zustandes, in dem der dialektische Unterschied zwischen Subjektivem und Objektiven aufgehoben wäre, sondern markiert einen Text, dessen Abschluss nicht vorzusehen ist. Entsprechend verlagert sich das utopische Moment, das in den dialektischen Entwürfen Hegels wie Adornos auf eine zukünftige Erfüllung der Vernunft gerichtet ist, bei Strauß auf ein Eingedenken der Vergangenheit und das heißt des Vermissten und Verlorenen in der Masse des Gelesenen.

Eingedenk der im Zitat aus den *Paare, Passanten* angesprochenen Reverenz an Adorno erweist sich eine Analyse des Schlusskapitels dieses Buches als ebenfalls aufschlussreich in der Rekonstruktion eines Denkens ohne Dialektik bei Strauß. Aus dem Erlebnis einer venezianischen Sylvesternacht heraus beschreibt der Erzähler dort die Erinnerung an eine eigentlich unmögliche Begegnung, ebenfalls im Venedig des Jahres 1969. Für einen Moment wurde damals die Gestalt Adornos in der Menge erblickt.

Der melancholische Blick zurück auf das vergangene Jahr, wie auf die merkwürdig unwirkliche Begegnung mit dem Philosophen verknüpft die Szenerie ebenso mit anderen Stellen bei

⁷ Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik. In: Gesammelte Schriften. Hrsg. v. Rolf Tiedemann. Bd. 6. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997, S. 203.

Strauß, in denen an die geschichtsphilosophischen Überlegungen Walter Benjamins und dessen Kritik des Fortschrittbegriffs angeschlossen wird, als er auch über dessen Vermittlung einen Vergleich mit dem Schlussspassus der *Minima Moralia* ermöglicht.

Adornos Überlegungen kreisen dort um die Bedingung der Möglichkeit von Philosophie angesichts ihrer Teilhabe am katastrophischen Geschichtsverlauf des Abendlandes. Das Dilemma, das davon ausgehend beschrieben wird, liegt in der Aufgabe der Philosophie, den gegebenen Zustand der Welt aus der Perspektive des zukünftigen und versöhnten zu beschreiben. Folgt man den abschließenden Überlegungen aus den *Minima Moralia*, so ist es zur Möglichkeit der Versöhnung notwendig, dass sich die Dialektik nicht in einem Ganzen abschließt, sondern ihr eigenes Bewegungsgesetz derart zu Ende denkt, dass sie an kein Ende zu gelangen vermöchte. In Konsequenz heißt das, die Ausrichtung des Denkens auf jedweden Zustand einer Vollendung zugunsten eines Eingeständnisses in die Vergänglichkeit aufzugeben.

Bei Strauß findet eine Verlagerung der aporetischen Einforderung einer vorweggenommenen versöhnten Perspektive in die Gleichzeitigkeit und zugleich Ungleichzeitigkeit einer allgemeinen Textur statt. Die unüberschaubare Vielfalt des Gewesenen, das in seinem Wesen jenseits des Objektseins im Sinne Benjamins und Adornos gerettet werden müsste, wird auf einer Ebene situiert, die als Text Vergangenheit und Zukunft zusammenbindet und die Gegenwart als einen bloßen Effekt dieser Bindung erscheinen lässt, wie eine Stelle aus *Beginnlosigkeit* deutlich macht:

Nicht ist erst der Anfang und dann der Gang der Minderung und des Vergessens. Anfangslos und immer ist der Grund, aus dem jeder entsteht, ein Ausriß davon das jeweilige Leben. Und dies ist voller Inschriften, voller Alles-Elemente, in jener besonderen Verteilung, die uns einmal gerade erträglich und dann wieder rein unerträglich ist, und die Die Zeit heißt. Es geschieht unter dem feinen Blütenfall des Nachlassens und des Aufgebens, daß die verschlossenen, umgreifenden Inschriften sich öffnen und viel mehr preisgeben als alles, was wir vor unseren Augen, vor dem Fenster, auf den Straßen gewahr werden, das rasch sich ändert.⁸

Das ‚Nachlassen und Aufgeben‘, das Strauß hierin beschreibt, setzt sich dem Verlust an die Inschriften aus und beginnt damit, Elemente des Ganzen zu lesen, ohne darauf zu vertrauen, jemals das Ganze, das diese ‚Alles-Elemente‘ repräsentieren, lesen zu können oder durch die Lektüre die Vergänglichkeit in Beständigkeit wandeln zu können.

Das utopische Moment und die Teleologie dialektischer Philosophie, die durch die Begriffe ‚Versöhnung‘ und ‚Absolutes Wissen‘ bei Hegel benannt werden, sind nicht mehr als wie auch immer erreichbare Zukunft gedacht, sondern in eine unerreichbare und lediglich lesbare Vergangenheit verschoben. Diese ist im Wortsinne Utopie, Nicht-Ort.

Kehrt man zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen zurück, so lässt sich dessen vermeintliche aphoristische Geschlossenheit und apodiktische Geschlossenheit nun in seiner weiten struk-

⁸ Strauß: *Beginnlosigkeit*. Reflexionen über Fleck und Linie. München: dtv 1997, S. 51.

turellen Einbindung in das Schreiben von Botho Strauß nachvollziehen. Die Rede von der Heimat, die keine Bleibe war und die sich bezeichnenderweise auf die Lektüre eines Buches bezieht, reformuliert die Utopie des Textes. Und der Aufruf, ohne Dialektik zu denken, ist keine Trotzreaktion, weil man es jetzt besser wüsste, sondern benennt die Einbindung auch des dialektischen Denkens in dasjenige, was es bedingt: seine Lesbarkeit als ein Text neben vielen anderen.

Leicht modifizierte und um Literaturhinweise ergänzte Version des Vortragstextes meiner Disputation, die am 1. Februar 2006 an der Sprach- und Literaturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bayreuth stattfand. Der Leiter der Disputation war Prof. Dr. Gerhard Wolf, die Referenten waren Prof. Dr. Christian Begemann und Prof. Dr. Wolfgang Schoberth.